

Die irren Fahrten
des Gabriel Delacruz

JORDI PUNTÍ

Die irren Fahrten
des Gabriel Delacruz

Roman

Aus dem
Katalanischen
von
Michael Ebmeyer

Kiepenheuer & Witsch

Verlag und Übersetzer bedanken sich für die
Unterstützung des Instituts Ramon Llull.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

2. Auflage 2013

Titel der katalanischen Originalausgabe: *Maletes perdudes*

© Jordi Puntí Garriga, 2010

Aus dem Katalanischen von Michael Ebmeyer

© 2013, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © plainpicture/Aurora Photos –
aus der plainpicture Kollektion Rauschen

Autorenfoto: © DK

Gesetzt aus der Albertina

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindearbeiten: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

ISBN 978-3-462-04523-9

Für Steffi

INHALT

Erster Teil: Aufbrüche

1. Fotografien	11
2. So etwas kommt vor	27
3. Unvollständige Waisen	42
4. Das namenlose Alter	77
5. Ein Haus in der Ronda de Sant Antoni	94
6. Die Frauen und Petroli	114
7. Carolina, oder Muriel	136
8. Der fünfte Bruder	166
9. Ein Abenteuer auf dem Kanal oder: Toxikosmos	190
10. Die Welt ist schlecht aufgeteilt	239
11. Der letzte Umzug	276

Zweiter Teil Ankünfte

1. Am Flughafen	329
2. Im Käfig	369
3. Mysterien und Ohnmachtsanfälle	410
4. Rückzug	450
5. Unentschiedenheiten	487
6. Die fünfte Mutter	523
7. Wir haben die gleiche Erinnerung	573
Danksagung	605

ERSTER TEIL

Aufbrüche

FOTOGRAFIEN

Wir haben die gleiche Erinnerung.

Es ist frühmorgens, kurz nach Sonnenaufgang. Wir alle drei, Vater, Mutter und Sohn, gähnen vor Müdigkeit. Die Mutter hat Tee gemacht oder Kaffee mit Milch, und wir trinken ihn, weil wir ihn halt trinken. Wir sitzen im Esszimmer oder in der Küche, reglos und stumm wie Statuen. Die Augen fallen uns zu. Nach einer Weile hören wir, wie ein Lastwagen vor dem Haus hält und wie einmal auf die Hupe gehauen wird. Obwohl wir es erwartet haben, ist das Tuten so laut, dass es uns aufschreckt. Für einen Moment zittern die Fensterscheiben. Die Nachbarn wird es aus dem Schlaf gerissen haben. Wir treten auf die Straße, um uns von unserm Vater zu verabschieden, der in den Laster klettert, den Arm zum Fenster herausstreckt und sich an einem Lächeln versucht, während er uns winkt. Man merkt, dass ihm der Aufbruch schwerfällt. Nur zwei Tage ist er zu Hause gewesen, höchstens drei. Seine beiden Kollegen im Laster rufen uns etwas zu und winken ebenfalls zum Abschied. Wie in Zeitlupe setzt sich der Pegaso in Bewegung und entfernt sich langsam, als hätte auch er keine Lust darauf. Die Mutter hat einen kurzen Morgenmantel an, und vielleicht kommt ihr eine Träne, vielleicht nicht. Wir, die Söhne, tragen Pyjama und Hausschuhe und haben eisige Füße. Wir gehen wieder hinein und zurück ins

Bett, das sogar noch ein bisschen warm ist, aber wir können nicht mehr schlafen, wegen der Gedanken. Der Kopf kommt nicht zur Ruhe. Zwei, drei, vier, sechs Jahre sind wir alt, und wir haben diese Szene schon öfters erlebt. Dass wir unsern Vater gerade zum letzten Mal gesehen haben, können wir nicht wissen.

Wir haben die gleiche Erinnerung.

Was wir soeben geschildert haben, begab sich vor fast dreißig Jahren, und diese Geschichte könnte an drei verschiedenen Punkten auf der Landkarte anfangen. Nein, an vier. Es könnte sein, dass sich der Umzugslaster im Frühnebel verlor, der um den Quai de la Marne im Norden von Paris waberte, und dass er eine Häuserreihe in der Rue de Crimée hinter sich ließ, am Ufer eines Kanals, der im Morgenlicht aussah, als entstammte er einem Simenon-Roman. Vielleicht durchbrach der Motor des Lasters aber auch die feuchte Stille der Martello Street, gegenüber dem Park von London Fields, als er dort, die Eisenbahnbrücke unterquerend, nach irgendeinem schnellen Weg hinaus aus der britischen Metropole suchte, dahin, wo die Straßen breit sind und der Linksverkehr für einen Lkw-Fahrer vom Kontinent kein Martyrium bedeutet. Oder wir könnten uns im Osten von Frankfurt am Main befunden haben, vor einem der Nachkriegshäuserblöcke in der Jacobystraße. Von hier aus dieselte der Pegaso unentschlossen der Autobahn entgegen, als bedrückte ihn das Panorama aus Industriegebieten und Waldstücken oder die Aussicht, sich gleich in die endlose Schlange von Lastwagen einzureihen, die durch die Arterien Westdeutschlands quoll.

Paris, London, Frankfurt. Drei zufällige Orte, weit voneinander entfernt, verbunden nur dadurch, dass unser Va-

ter ein Fahrzeug voller Möbel von einer Ecke Europas in die andere steuerte. Es gab noch eine weitere Stadt, die vierte, das war Barcelona. Der Ausgangs- und Endpunkt. In diesem Fall spielte sich die Szene ohne Lkw und müde Kollegen ab. Einer von uns – Cristòfol – mit dem Vater und der Mutter. Drei Menschen in der schlecht beleuchteten Küche einer Wohnung im Carrer del Tigre. Doch der Abschied vollzog sich in derselben gut einstudierten Stille seinerseits und mit derselben vagen Bekümmerung, die er zuvor in anderen Häusern und mit anderen Familien an den Tag gelegt hatte. Und sein Blick dabei, der gelassen wirken wollte, aber vor Mitleid überfloss, steckte uns alle vier an: Noch Stunden später, noch am nächsten Morgen oder noch die Woche darauf, wenn wir uns beim Zähneputzen im Spiegel sahen, fanden wir diesen Blick in unsern Augen wieder. Ein Mitleid, mit dem wir einverstanden waren. Aus diesem Grund haben wir heute das Gefühl, dass jeder von uns an jedem der Orte war, und deshalb multipliziert sich jetzt, so viele Jahre später, unsere kindliche Entzauberung mit vier. Auch neigen wir dazu, unsere vier Mütter als eine einzige Person zu denken. Der Schmerz verteilt sich nicht, sondern vervielfacht sich. Niemandem ist die traurige Zeit erspart geblieben. Auch uns nicht, den vier Söhnen.

Was? Man versteht uns nicht? Zu verworren?

Wir müssen das wohl in Ruhe erklären. Wir sind vier Brüder, genauer gesagt Halbbrüder, Söhne desselben Vaters und sehr verschiedener Mütter. Vor einem Jahr konnten wir uns noch nicht. Wir wussten nicht einmal voneinander, dass es uns gab. Der Vater wollte, dass wir Christof, Christophe, Christopher und Cristòfol (beziehungsweise Cristóbal, bis zum Tod des Diktators Franco) heißen. So hintereinandergestellt wirken die Namen wie eine unregel-

mäßige Deklination. Christof, der germanische Nominativ, wurde im Oktober 1965 geboren und ist der unmögliche Erbe einer europäischen Dynastie. Christopher, der angelsächsische Genitiv, kam fast zwei Jahre später zur Welt und gab einer Londoner Existenz einen erweiterten oder neu nuancierten Sinn. Der Akkusativ Christophe ließ etwas weniger lange auf sich warten – neunzehn Monate – und wurde im Februar 1969 zum direkten Komplement einer alleinerziehenden französischen Mutter. Als Letzter manifestierte sich Cristòfol: ein Kasus des Umstands, ganz und gar von Ort und Zeit bestimmt, ein Ablativ in einer Sprache ohne Beugung.

Warum gab unser Vater uns diesen Namen? Warum bestand er darauf so hartnäckig, dass alle Mütter sich schließlich überzeugen ließen? Wollte er etwa nicht, dass wir vier verschiedene Menschen sind? Jedenfalls hat keiner von uns noch andere Geschwister. Einmal befragten wir Petrolì dazu, einen seiner beiden Kollegen bei den Umzugstouren (bei den Touren und bei den Geheimnissen), und der sagte uns, nein, wenn der Vater von uns sprach, habe er sich nie vertan und immer genau gewusst, wer von uns wer war. Wir vermuten, ein Aberglaube könnte dahinterstecken. Sankt Christophorus ist der Schutzpatron aller motorisierten Fahrer, und wir vier Söhne waren wie kleine Opfergaben, die unser Vater ihm in den verschiedenen Ländern hinterließ: entzündete Kerzen, die ihn auf seinen Reisen mit dem Lkw schützen sollten. Petrolì, der ihn sehr gut kannte, hält von dieser Deutung nichts – unser Vater sei nie ein gläubiger Mensch gewesen – und verweist stattdessen auf eine noch abstrusere, aber ebenso glaubwürdige Möglichkeit: dass er ein Siegerblatt von Söhnen haben wollte. Vier Asse, sagt Petrolì, eins von jeder Farbe. »Und

welche Karte war er dann selbst?«, fragen wir. – »Er war der Joker. Der, der das Blatt unschlagbar macht, wenn er dazu kommt.«

»*Life is very short, and there's no time ...*«, beginnt Christopher ohne Ankündigung zu singen. Wir lassen ihn gewähren, weil der Satz gut passt und weil das Lied von den Beatles ist. In dieser musikalischen Vorliebe sind wir vier uns einig, allerdings werden wir nun nicht zu diskutieren beginnen, wer von uns George, wer Paul, wer Ringo, wer John ist. Solche Spielchen behalten wir für uns, und es wird auch nicht wieder vorkommen, dass einer von uns ohne vorherige Absprache mit einem Solo in unsern gemeinsamen Diskurs hereinplatzt. Wir sind hier nicht beim Karaoke, und es muss ein paar Regeln geben, an die wir alle uns halten. Würde jeder drauflosreden, wie es ihm in den Sinn kommt, wäre das hier wie ein Topf voller Grillen. Und Chris hat ja recht: Das Leben ist sehr kurz, und man hat keine Zeit.

Was noch? Lässt sich, auch wenn wir nichts voneinander wussten, behaupten, unser Vater – oder vielmehr seine Abwesenheit – habe uns alle vier auf die gleiche Weise geprägt? Nein, natürlich nicht. Aber die Versuchung ist groß, sich solche unterirdischen Einflüsse zurechtzufantasieren. Nehmen wir zum Beispiel unsere Arbeit. Christof macht Theater, und dieses Gewerbe vom Sein oder Nichtsein, also wie ein Schauspieler in seine Rolle schlüpft, das erinnert uns an die Verstellungen unseres Vaters. Als Dozent für Quantenphysik an einer Pariser Hochschule zieht Christophe die sichtbare Wirklichkeit in Zweifel und studiert Paralleluniversen – in denen der Vater uns nie im Stich lassen würde. Christopher hat einen Stand auf dem Markt von Camden Town, er verdient seinen Lebensunterhalt mit

dem An- und Verkauf gebrauchter Vinylschallplatten, und in den nicht immer ganz legalen Methoden, mit denen er an Sammlerjuwelen und musikalische Reliquien kommt, kann man ein Erbe der Schlitzohrigkeiten des Vaters sehen. Cristòfol ist Übersetzer aus dem Französischen, und wenn er einen Roman aus der einen Sprache in die andere bringt, ist das wie eine Verneigung vor den fremdsprachlichen Bemühungen unseres Vaters.

Was noch, was noch? Sehen wir Brüder uns ähnlich? Ja, das tun wir. Man könnte sagen, dass uns allen dasselbe genetische Muster zugrunde liegt und dass unsere Mütter – Sigrun, Mireille, Sarah und Rita – die Evolution sind, die uns verschieden macht; die fremde Grammatik, die uns vom Lateinischen entfernt. An irgendeinem Punkt in Mitteleuropa, wo sich sozusagen ihre Schicksale kreuzen (in der Mitte einer Rotunde, wenn wir den Symbolismus auf die Spitze treiben wollen), sollten wir ihnen ein Denkmal setzen für das, was sie durchmachen mussten. Noch kennen sie einander nicht. Seit einigen Wochen wissen sie voneinander, wissen wir, dass wir Halbbrüder haben und sie, wenn man so will, Stiefsöhne. Doch die Grenzen sind noch da, wo sie immer waren. Mit einer Ironie, die sie mit den drei anderen gemeinsam hat, sagt Sarah, wir Söhne seien wie Abgesandte, die sich treffen, um einen Friedensschluss auszuhandeln. Vielleicht versammeln wir die Mütter irgendwann für ein Wochenende in einem Hotel an einem neutralen Ort. In Andorra oder in der Schweiz. Aber das braucht seine Zeit.

Was noch, was noch, was noch? Sehen unsere Mütter sich ähnlich? Ich glaube nicht. *Diria que no. I don't think so. Je crois pas.* Verkörpern sie alle das gleiche Schönheitsmodell, oder ergeben sie zusammen ein perfektionistisches Puz-

zlespiel für ein krankes Hirn, für das Hirn unseres Vaters? Weder dies noch jenes. Aber wenn wir ihnen mit unseren Plänen kommen, sie in Zukunft einmal an einem Ort zu versammeln, reagieren sie alle mit der gleichen Unlust. Mireille verzieht das Gesicht und sagt, das höre sich nach einem Treffen der Anonymen Verlassenen an. Sigrun fordert für einen solchen Gipfel finanzielle Unterstützung von der EU. Rita zieht Vergleiche zu einem durchgedrehten Fanklub (»Elvis lebt! Elvis lebt!«). Und Sarah schlägt vor: »Wir sollen uns treffen? Dann lasst uns zusammen eine Theaterversion von *The Six Wives of Henry VIII* auf die Bühne bringen. Was, wir sind nur vier? Wenn wir ein bisschen weitersuchen, werden sich schon noch zwei finden.«

Solche Sarkasmen dienen den vier potenziellen Witwen wohl zum Selbstschutz. Viele Jahre sind vergangen, aber ihre Liebesgeschichten ähneln sich zu sehr, als dass sie nun Lust hätten, sie voreinander auszubreiten. Von außen ist die Vorstellung verlockend: vier Frauen, wie sie gemeinsam ihre Erinnerungen an den Mann sezieren, der sie ohne Vorwarnung sitzen ließ – auf sich selbst gestellt, mit einem kleinen Kind. Sie trinken und reden. Allmählich häufen sie einen Berg von Vorwürfen an und fühlen sich dadurch mehr und mehr miteinander verbunden. Ihre Qual liegt so lange zurück, dass die Zeit ihr das Gift entzogen und sie harmlos gemacht hat wie eine ausgestopfte Bestie. Das Treffen gerät weniger zur Therapie als zum Exorzismus. Die vier trinken und lachen. Nach und nach aber beginnt jede bei sich zu denken: Die anderen haben ihn nicht verstanden. Und rechtfertigt auf diese Weise ihre Liebe in der Erinnerung und gibt ihr neuen Glanz: Meins war das Gute, das Wahrhaftige. Nun vergreift sich eine von ihnen im Ton, macht eine einen unpassenden Witz. Und plötzlich ist es

vorbei mit der Allianz im Schmerz; plötzlich scheinen sie kurz davor, sich an die Gurgeln zu gehen.

Nun gibt es ein weiteres Detail, das die ganze Sache erschwert. Wir wissen nicht, ob unser Vater tot ist. Nur dass er seit über einem Jahr verschwunden ist.

Wobei *verschwunden* in diesem Fall kaum passend klingt, und wenn wir uns entschlossen haben, ihn ausfindig zu machen, dann, um dem Wort doch noch einen Sinn zu geben. Einen Körper. Verschwinden kann ja nur jemand, der vorher da war, und das trifft auf unsern Vater nicht zu. Seit fast dreißig Jahren hat ihn keiner von uns zu Gesicht bekommen, und selbst wenn wir all unsere Erinnerungen zusammenwerfen, können wir nur ein unscharfes Bild von ihm zeichnen. Er war nicht etwa ein scheuer oder verschlossener Mensch; bloß einer, der sich immer einen Ausweg offenhielt. Dabei machte er aber auch keinen nervösen, ruhelosen oder misstrauischen Eindruck. Sigrun erzählt, sie habe sich ebenso in seine Abwesenheit verliebt wie in seine Anwesenheit. Mireille sagt, schon wenn er eintraf, sei es ihr vorgekommen, als würde er aufbrechen. Die Kürze seiner Besuche trug dazu natürlich bei. Der Eindruck der Flüchtigkeit wurde mit der Zeit immer stärker, und für uns fühlt es sich eher so an, dass der Vater sich langsam auflöste, als dass er von einem Tag auf den anderen fort war wie weggezaubert oder von Außerirdischen entführt. Noch jetzt, da wir zum ersten Mal gemeinsam an ihn denken, scheint dieser Prozess weiter im Gang zu sein.

Der Wille, sich aufzulösen, ist sogar seinen Briefen anzumerken. Er schrieb sie uns an diversen Orten Europas, wohin ihn die Umzugstouren eben verschlugen, und er füllte sie mit Reiseaneddoten. Manchmal waren es bloß Postkarten, die er irgendwo am Rand einer Landstraße vollkrit-

zelte. Auf der Vorderseite zeigten sie Reiterstandbilder, Schlösser, Gärten, Kirchen – scheußliche Provinzmonumente, die wir alle vier erschreckend genau im Gedächtnis behalten haben. Im Datum trugen sie irgendeinen Ort in Frankreich oder Deutschland, aber die Briefmarke zeigte immer Francos Gesicht in Marmor. Sie mussten tagelang im Handschuhfach des Lastwagens gelegen haben, und erst wenn er wieder in Barcelona war, dachte er daran, sie einzuwerfen. Es kam auch vor, dass er uns Briefe mit beigelegten Fotos von sich schickte, mal allein, mal mit seinen beiden Kollegen. Dazu schrieb er ein paar Zeilen voller Zärtlichkeit und Sehnsucht, die unsere Mütter, wenn sie in weicher Stimmung waren, zu Tränen rührten, die aber nie mehr als ein Viertel des Briefbogens einnahmen. Und unvermittelt brachen die gefühligen Worte wieder ab. Bald sehen wir uns, Küsse und so weiter, Unterschrift und fertig. Als hätte er sich plötzlich am Riemen gerissen; als hätte er Angst, sich zu sehr gehen zu lassen.

»Fehlte nur, dass er mit so einer Zaubertinte geschrieben hätte, die nach dem Lesen spurlos verschwindet«, bemerkt Christof.

Was sollte man noch wissen? Ach ja: wie wir vier uns untereinander verständigen. Seit dem ersten Tag, also seit Cristòfol beschloss, nach seinen Brüdern zu suchen, ist Englisch unsere Verkehrssprache. Wir behalten das bei, weil wir uns auf Englisch am ehesten verstehen und weil wir es sinnvoll finden, uns auf eine Sprache zu beschränken. Allerdings haben wir den Eindruck, dass sich in unseren Unterhaltungen mit der Zeit ein eigenes Idiom entwickelt, eine Art Familien-Esperanto. Christof hat mit dem Englischen kein Problem, und er lernte es von klein auf in der Schule. Christophe spricht es mit dem leicht

affektierten Akzent, den die Franzosen nicht vermeiden können, und sein Wortschatz ist technisch geprägt, von seinen quantenphysikalischen Vorträgen und Kongressen her. Cristòfol hat es erst als Erwachsener in Privatkursen gelernt; in der Schule und an der Uni hatte er nur Französisch. Manchmal, wenn ihm ein englischer Ausdruck nicht einfällt, greift er auf diese zweite Sprache zurück, und in solchen Momenten fühlt sich Christophe immer bestärkt. Das sieht man ihm an. Chris und Christof machen sich dann über die beiden anderen lustig, indem sie ein Kauderwelsch aus Nasallauten, Zeilen der Marseillaise und Namen französischer Fußballer zu reden beginnen.

Chris wiederum kann ein wenig Spanisch, dank der Initiative von Sarah, seiner Mutter. Mitte der Siebzigerjahre, als schon klar war, dass Gabriel nicht wieder auftauchen würde, meldete sie ihren Sohn zu einem Sommersprachkurs an. Vielleicht würde er dem Vater nie mehr begegnen, aber *God damn it*, zumindest das Erbe der kastilischen Sprache sollte er mitbekommen. Seine Lehrerin war eine Studentin namens Rosi. Sie war nach London gekommen, um etwas zu erleben, und das Erste, was sie herausfand, war, dass sie nicht zum Unterrichten taugte. Fortan bestand ihre Lehrmethode darin, eine Kassette mit den aktuellen spanischen Sommerhits einzulegen. Daher ist Chris heute imstande, Phrasen wie »*Es una lata el trabajar*«, »*No me gusta que a los toros te pongas la minifalda*« oder »*Achilipú, apú, apú*« fehlerfrei und mit größter Selbstverständlichkeit zu äußern, ohne zu ahnen, was sie bedeuten.

Eine weitere gemeinsame Erinnerung liegt in, wie wir festgestellt haben, katalanischen Kinderliedern. Als wir uns zum ersten Mal in Barcelona trafen, begannen wir

beim Abendessen in einem Restaurant, unser Wissen über den Vater zusammenzutragen. Am Nachbartisch saßen ein paar Kinder. Sie spielten und sangen, und plötzlich erkannten wir alle vier die Liedchen wieder, die der Vater uns beigebracht hatte, als wir klein waren. *Plou i fa sol* und *En Joan petit com balla* und *El gegant del Pi* ...

»Ich erinnere mich an eine Gutenachtgeschichte, die er mir erzählte«, sagte Christof. »Sie ging um einen Jungen namens Pàtiufet oder so ähnlich, und der landete im Bauch eines Stiers, ›*a la panxa d'un bou, on no hi neva ni plou*‹ – und scheint auch keine Sonne rein«. Ich habe mir damals vor Angst fast in die Hose gemacht. Heute erzähle ich die Geschichte manchmal den Kindern meiner Freunde auf Deutsch. Mir gefällt die Idee, dass dieser Pàtiufet den Brüdern Grimm ein bisschen Konkurrenz macht.«

»Mir ging als Kind dieses eine Lied nicht aus dem Kopf: *Plou i fa sol ... , les bruixes es pentinen ...*«, erinnerte sich Chris und stimmte das Lied auch sogleich an. »In London kommt es nämlich oft vor, dass es regnet und gleichzeitig die Sonne scheint. Jeden zweiten Tag, wenn ich auf dem Schulweg oder im Park bei uns gegenüber, wo ich mit meinen Freunden spielen ging, hochblickte in den grauen Himmel, sah ich, wie ein Sonnenstrahl durch den Nieselregen brach. Da haben wir es wieder, dachte ich. In einer Hütte irgendwo hier in der Stadt kämten sich jetzt die Hexen ihr Haar, weil sie ausgehen wollen. Als ich das meinen Freunden erzählte, überzeugt, ich würde ihnen ein Geheimnis verraten, da lachten sie mich aus. Um sie zum Schweigen zu bringen, sang ich ihnen das Lied vor. Aber ohne Erfolg.«

Die linguistischen Vermischungen, die wir von Mal zu Mal weiter perfektionieren, machen uns dem Vater noch

ähnlicher. Sie sind eine Art Erbteil, denn er selbst sprach zugleich alle Sprachen und keine. Mit den Jahren, so erzählen die Mütter, überlagerten sich in seinem Gedächtnis all die Wörter, die er in halb Europa aufgeschnappt hatte, und er produzierte fortwährend Kurzschlüsse, falsche Freunde, besonders sparsame Konjugationen oder Etymologien von scheinbarer Logik. Er war der Ansicht, in einem Gespräch dürfe es keine langen Pausen geben, und so übersetzte er im Kopf dauernd von einer Sprache in die andere, als wären es kommunizierende Röhren, und er verwendete dann die erstbeste Lösung, die ihm in den Sinn kam.

»Mein Gehirn ist eine Rumpelkammer, vollgestopft bis unters Dach«, habe er gesagt. »Das Gute ist: Wenn ich irgendwas brauche, dann finde ich es auch.«

Wohl nicht zuletzt, weil er selbst solches Vertrauen in seine Fertigkeiten hatte, kam er gut damit durch und entwickelte einen sehr praktischen Idiolekt. Sigrun klagt, die Gespräche mit ihm seien unweigerlich ins Lustige gekippt, selbst wenn sie ganz ernst mit ihm reden wollte. Rita erzählt, er habe zum Rotwein statt *vi negre* immer *vi vermell* gesagt, eben weil er in Frankreich, Deutschland und England *roter Wein* heißt und nicht, wie eigentlich im Katalanischen, *schwarzer Wein*. Umgekehrt versichert Mireille, dass er einmal in einer Brasserie in der Avenue Jean Jaurès »*vin noir*« verlangt habe oder gar »*vin tinté de la maison*«, in Anlehnung an den spanischen *vino tinto*.

Auch wenn der Anlass ein abwesender Vater ist: Jedes Mal, wenn wir unsere Erinnerungen zusammenwerfen, machen wir vier Brüder eine letztlich angenehme Erfahrung. Seit wir uns kennen, verbringen wir möglichst jedes fünfte Wochenende miteinander. Bei jedem Treffen schließen wir wieder irgendeine Lücke oder decken ir-

gendein Versteckspiel unseres Vaters auf. Die Mütter helfen uns, jene Jahre zu rekonstruieren, und obwohl das, was wir dabei herausfinden, nicht immer erfreulich ist, überkommt uns doch oft ein tröstliches Gefühl: das Gefühl, wir könnten unsere Vergangenheit als Einzelkinder korrigieren. Dass uns die Kindheit ohne Geschwister oft zur Last wurde und wir uns deshalb schutzlos vorkamen, erscheint uns nun, da wir dem Geheimnis unseres Vaters auf der Spur sind, wie ein Irrtum. Natürlich kann uns niemand die Unsicherheiten von früher nehmen. Aber wir wollen glauben, dass wir Brüder einander auf eine latente, unerkannte Weise schon damals Gesellschaft leisteten; und dass das Leben unseres Vaters einen Sinn hatte, weil er gern mit seinem Geheimnis spielte und weil dieses Geheimnis wir waren.

Um diese brüderlichen Gefühle von vier Einzelkindern besser verständlich zu machen, hier ein konkretes Beispiel: Als wir Christofs unser erstes Treffen planten – und dabei einen kühlen, distanzierten Ton anschlugen, den wir im Nachhinein lächerlich finden –, verabredeten wir, dass jeder die Fotos mitbringen sollte, die er vom Vater hatte. Wir wollten eines davon auswählen, das ihn am besten zeigte, und damit in unsern vier Heimatländern Annoncen schalten. Wir wollten sein Bild in Zeitungen über den halben Kontinent verbreiten, mit der Bitte, wer ihn gesehen habe, ihn wiedererkenne oder uns einen Hinweis auf sein Versteck geben könne, möge sich bei uns melden. Schließlich aber, nach langer Diskussion, ließen wir es bleiben, denn es schien uns widersinnig. Wenn sein Verschwinden, wie wir alle meinten, ein allmähliches und absichtliches war, konnte doch niemand ihn wiedererkennen. Niemand hatte ihn gestern oder vorgestern oder letzte Woche gesehen.

Seine Abwesenheit musste für alle Welt etwas ganz Natürliches sein.

Doch auch nachdem wir entschieden hatten, nichts damit anzufangen, gingen wir weiter die Fotos durch, denn das Spiel machte uns Spaß. Wir waren in Barcelona und breiteten all die Bilder auf einer Tischplatte aus. Dann betrachteten wir sie wie den Fotoroman eines un abgeschlossenen Lebens. Sie stammen aus den Sechziger- und Siebzigerjahren, manche schwarz-weiß, manche in diesen verblassten Farben, die alles unwirklich erscheinen lassen. Neben denen, die er uns mit den Briefen geschickt hatte, gab es die, die während seiner Besuche entstanden waren. Wir stellten fest, dass seine Haltung immer die gleiche war. Sein angestrengtes Lächeln – *Cheeeeese, Hatschiiii, Lluiiiis* –, die Art, wie er uns übers Haar strich, sofern wir mit auf dem Bild waren, oder wie er den Arm um die Mutter legte und seine Hand dabei immer auf dem gleichen Punkt ihrer Taille hatte ...

Zu sehen, wie wir da alle vier dasselbe Bild boten, wie wir alle vor der Kamera still standen, als würde uns nichts Wesentliches voneinander unterscheiden, empfanden wir zunächst als unangenehm und verstörend. Natürlich variierten die Hintergründe, natürlich auch wir, aber es kam zum Beispiel vor, dass der Vater auf allen Fotos einer Saison dieselbe Jeansjacke und dieselben Schuhe trug. Und noch etwas fiel uns auf, etwas, was uns anfangs erzürnte und später rührte. Oft war nämlich eine Aufnahme, die ihn allein zeigte und einem seiner Briefe beilag, in Wahrheit bei einem von uns zu Hause gemacht worden. Der Vater beschrieb diese Bilder so, dass die Mütter keinen Verdacht schöpften. Bestenfalls erfand er einen Ort irgendwo auf seinen Lkw-Fahrten. »Das Foto, das ich Euch schicke,

hat Bundó in einem abgelegenen Winkel Frankreichs von mir gemacht, letzten September in einer Mittagspause«, schrieb er Ende 1970 in einem Brief an Christopher und Sarah, und der *abgelegene Winkel* in seinem Rücken war die weiße Fassade des Hauses am Quai de la Marne, in dem Christophe und Mireille wohnten. »Rast an einer Tankstelle in Deutschland, kurz hinter München«, schrieb er zu einem anderen Foto an Christophe und Mireille, doch Christof erkannte die Tankstelle wieder, sie lag in seiner Frankfurter Nachbarschaft. Außerdem stellten wir fest, dass wir von genau dem Film aus dem Jahr 1968 jeder mindestens ein Bild bekommen hatten, und auch das Wissen um diese Koexistenz im Innern der Kamera tröstete und amüsierte uns.

Die Fakten legen natürlich den Schluss nahe, unser Vater sei ein zwanghafter Lügner gewesen. Ja, gewiss war er das, und doch glauben wir, dass wir es uns mit so einem Fazit zu leicht machen würden. Fürs Erste haben wir ohnehin kein Interesse daran, ihn zu verdammen – sondern wir wollen herausfinden, wo er ist. Wer er ist. Wenn uns das eines Tages gelingt, dann werden wir ihn schon zur Rede stellen. Bis auf Weiteres aber wollen wir ganz ohne Bewertungen in sein schattiges Leben eintauchen, nicht zuletzt, weil wir es doch ihm und seiner Abwesenheit verdanken, dass wir uns kennengelernt haben. Es mag schwer nachvollziehbar sein, aber anstatt uns zu empören, geben wir uns lieber einem völlig subjektiven Enthusiasmus hin – einer Täuschung, wenn man so will. Dieselben Fotografien, die er einst zur Fortsetzung seiner Lügen nutzte, dienen uns heute dazu, uns in der Vergangenheit zu verbrüdern. Wir gehen so weit, sie als Hinweise darauf zu betrachten, dass der Vater damals schon unsere Vereinigung als Geschwister vorhersah. Wieder eine Illusion, an die wir uns

klammern können. Unser deduktives Verfahren mag nicht gerade wissenschaftlich sein, doch zumindest erlaubt es uns, den Fotos neues Leben einzuhauchen.

Dass wir uns auf so ein Spiel einlassen, liegt auch an einer Gewissheit, zu der wir gelangten, als wir die Aufnahmen unseres Vaters auf dem Tisch anordneten. Beim Versuch, eine plausible Geschichte daraus abzuleiten, begriffen wir, dass er nie irgendetwas von sich selbst preisgegeben hat. Nicht den kleinsten Einblick hat er gewährt. Selten Gefühle gezeigt. Und auf einmal kamen uns die Fotos, aufgereiht, stumm und vergilbt, wie Bilder aus einem alten Spielfilm vor; Fotos, wie sie früher an den Kinos aushingen, um für die nächste Vorstellung zu werben. Du konntest lange dastehen und sie dir anschauen, konntest dir ausmalen, in welcher Szene sich die erstarrten Schauspielerinnen und Schauspieler wohl gerade befanden. Aber wenn du noch nichts über die Handlung wusstest, konntest du nicht erraten, ob der Film eine Komödie, ein Melodram oder ein Krimi war. Ob sie gleich lachen oder weinen würden.

Ja, so ist es. Gabriel, unser Vater, unser Schauspieler, still und starr auf allen Fotos; und je länger du ihn anschaust, desto mehr hypnotisiert er dich.

SO ETWAS KOMMT VOR

Unser Vater heißt – oder hieß – Gabriel Delacruz Expósito. Fangen wir damit an.

Den Namen gab ihm die Mutter, die ihn gebar; sei es im Andenken an den Menschen, der sie geschwängert hatte, sei es in Ehrerbietung vor dem Erzengel, der den Kleinen dafür sein Leben lang beschützen sollte, oder sei es einfach, weil in jener Nacht auf der Straße jemand einen Herumtreiber namens Gabriel verfluchte und sie inspirierte. Wir werden es niemals überprüfen können. Doch irgendeinen wichtigen Grund wird die Frau gehabt haben, dass sie sich noch die Mühe machte, dem Kind einen Namen zu geben.

Ein Ehepaar, das im Mercat del Born Kabeljau verkaufte, fand ihn gegen sechs Uhr früh. Sie waren an dem Morgen die Ersten an der Markthalle. Im Dämmerlicht hielten sie das kleine Tuchbündel neben dem Haupttor im Carrer Comerç für einen angefaulten, von den Müllmännern vergessenen Blumenkohl; die machten manchmal um Mitternacht hier eine Pause und griffen sich so ein Gemüse, um damit Fußball zu spielen. Doch plötzlich begann der Blumenkohl klägliche Schreie auszustoßen. Der Nachtwächter, mit dem sich das Fischhändlerpaar gerade unterhielt, trat an das Bündel heran und beleuchtete es mit seiner Laterne. Vorsichtig nahm die Frau es hoch, und zwischen den Tüchern kam ein nacktes Neugeborenes mit bläulicher

blutverkrusteter Haut zum Vorschein. Es fuchtelte mit den Ärmchen, schnappte mit den Lippen, auf verzweifelter Suche nach einer Brustwarze. Als sie es so hilflos und leidend sah, band sich die Fischverkäuferin rasch die Schürze auf, schob ihren Wollpullover hoch, legte vor den Augen ihres Ehemanns, des Nachtwächters und noch einiger Neugieriger, die dazugekommen waren, eine Brust von der Größe eines Kürbisses frei, ihre linke, und schob sie dem Kleinen in den Mund. Alle starrten hin, überwältigt vom Anblick dieser Pracht. Selbst der Nachtwächter hatte Mühe, die Haltung zu wahren, die sein Amt ihm abverlangte. Das Kleine reckte den Hals wie magnetisch angezogen und saugte eine gute Weile lang. Dabei rannen ihm von den Lippen wundersamerweise einige Tropfen Milch. Als es sich beruhigt hatte, löste die Fischhändlerin es wieder von ihrer Brust, zwar unter Schmerzen, doch sehr zufrieden (schon lange war sie nicht mehr als Amme im Einsatz gewesen), und übergab es dem Behördenvertreter. Der Nachtwächter nahm das Bündel in beide Arme. Die Körperwärme des Winzlings erweichte ihm das Herz: Unverzüglich würde er ihn ins Krankenhaus bringen, und von dort aus würde man ihn, wenn er überlebte, in barmherzige Hände geben.

In diesem Augenblick des Innehaltens entdeckten sie den kleinen weißen Zettel auf dem Bauch des Kindes, der, mit getrocknetem Blut festgeklebt, den Stumpf der Nabelschnur schützte und aussah wie ein Herstelleretikett. Darauf stand »Gabriel«.

All das – Gabriels Geburt, Aussetzung und erste Mahlzeit – begab sich an einem Morgen im Oktober 1941. Unser Vater war überzeugt, dass es diese erste Milch war, der er sein zeitlebens unersättliches Verlangen nach Kabeljau verdankte. Er aß ihn, wann immer er konnte, aus der Dose

oder *al pil-pil* mit Öl und Knoblauch, als *esqueixada* oder paniert oder mit Kartoffeln im Ofen gebacken. Hingegen empfand er Kuhmilch als salzig und konnte sie nur trinken, wenn er drei Löffel Zucker mit ins Glas gegeben hatte.

Unsere Mütter erinnern sich, dass er, wenn er ihnen von seinen ersten Stunden auf der Welt erzählte, immer einen märchenhaften Ton anschlug, als könne er damit seiner eigenen Mutterlosigkeit und den Zeiten, die er später im Heim durchmachen musste, alle Härte nehmen. Um das Flair des Sagenhaften noch zu verstärken, zeigte er außerdem jedes Mal einen alten Zeitungsausschnitt, den er in der Brieftasche trug. Eine Meldung über das ausgesetzte Kind vor der Markthalle war in der *Vanguardia Española* erschienen. Natürlich legte der Redakteur den Schwerpunkt auf die packendsten Details; er hob vor allem die Effizienz der Behörden und das entschiedene Handeln der Kabeljauverkäuferin hervor.

Gabriel erfuhr allerdings erst viele Jahre später davon – siebzehn Jahre später, um genau zu sein – und auch nur durch den unwahrscheinlichsten Zufall. Es passierte, kurz nachdem er als Möbelpacker bei einem Umzugsunternehmen angefangen hatte. Sie sollten die Wohnung einer Familie in Sant Gervasi ausräumen, und Gabriel hatte es mit einem riesigen Eichenschrank zu tun, so schwer, dass ein einzelner Mensch ihn nicht von der Stelle rücken konnte. Also hängte er zunächst die Türen aus, dann beschloss er, auch die Schubladen herauszunehmen. Er zog die erste auf, und mit einem wurmstichigen Krachen löste er sie aus den Führungen. Das Gleiche tat er mit der zweiten. Als er sie in den Händen hielt, fiel ihm das alte Stück Zeitung auf, mit dem die Besitzer den Boden ausgelegt hatten. Eine zusammengefaltete vergilbte Seite aus der *Vanguardia*. Vorsichtig nahm Gabriel das Papier hoch und zog es auseinander. Die

Ecken zerbröselten ihm zwischen den Fingern. Er sah einen Artikel, der vom Durchbrechen der Stalin-Linie handelte, von der Nachrichtenagentur EFE »aus dem Führerhauptquartier«. Die Zeitung musste also aus dem Zweiten Weltkrieg stammen. Er blickte auf das Datum: Mittwoch, 22. Oktober 1941. Genau ein Tag, nachdem er geboren worden war. Er wendete das Blatt und betrachtete die Meldungen auf der Rückseite. Eine Benzinreklame mit dem zukunftsweisenden Bild eines Lkw fiel ihm ins Auge, dann wandte er sich der Rubrik unter dem Bild zu. Sie hieß *Vida de Barcelona*, und dort stieß er auf die Nachricht von seiner Aussetzung. So etwas kommt vor.

»Neugeborenes vor dem Tor der Markthalle von Born aufgefunden« lautete die Überschrift, und es folgten auf zehn Zeilen die Einzelheiten von Gabriels erstem Morgen, mit besonderem Gewicht auf der Herzengüte der Fischhändlerin. Am Ende stand der Satz: »Dieser Redakteur kann bezeugen, dass das Engelchen bei Drucklegung der vorliegenden Ausgabe in der Casa de Maternidad friedlich schlief, bewahrt vor dem Tod und dem Limbus, errettet aus den Fährnissen, welche die ersten Stunden seiner irdischen Existenz begleiteten.«

Gabriel konnte den Text bald auswendig, so oft hatte er ihn gelesen, und er sagte ihn stets mit feierlichem Ernst auf. Dieses Stück Papier war die einzige Verbindung, die er zum Leben seiner Mutter hatte. Kurze Zeit nach dem Fund, an einem freien Montag, ging er zum Markt von Born und suchte den Kabeljaustand. Während er anstand, um drei Stück Stockfisch zu kaufen – es war die Fastenzeit vor Ostern, und die Ordensschwwestern im Waisenhaus der Llars Mundet, wo er damals noch lebte, wussten solche Aufmerksamkeiten zu schätzen –, beobachtete er die stattliche Frau,

die ihm siebzehn Jahre zuvor seine erste Milch gegeben hatte, mit einem Gefühl zwischen Bewunderung und Befremden. Sie trug das Haar blond gebleicht. Auch wenn die Jahre an ihr nicht spurlos verstrichen waren, blieb ihr Körper ansehnlich und robust. Ihre vor Kälte bleichen Arme schienen in Marmor gemeißelt, und ihre Brüste dehnten ihr die weiße Schürze zu zwei planetarischen Rundungen. In ungebremster Regression hätte Gabriel am liebsten an Ort und Stelle wieder losgesaugt, mit der gleichen Gier wie an seinem ersten Tag.

Unser Vater hat der Fischverkäuferin nie gesagt, dass er das Kind war, das sie einst genährt hatte. Doch ab und zu, drei- oder viermal im Jahr, besuchte er sie fortan an ihrem Marktstand.

»Morgen nehme ich mir zwei Stunden Zeit und lasse mich bei meiner Adoptivmutter blicken«, sagte er dann immer, wenn er mit Bundó und Petrolí auf dem Rückweg nach Barcelona war; er sagte es unvermittelt, als würde er am Steuer laut denken.

Da Gabriel ein katholischer Name ist, akzeptierten die Ordensschwestern gern die Wahl, die die unbekannte Mutter getroffen hatte, und beschränkten sich darauf, die Nachnamen für den Säugling auszusuchen. Es waren gängige Findelkindnamen: Delacruz Expósito. Damals, in den ersten Jahren der Franco-Diktatur, hatten sie den Charakter eines Passierscheins und öffneten manche Tür. Wenn die Leute sie vernahmen, wurden sie von Mitleid ergriffen und malten sich aus, dass hinter dem Gesicht des elternlosen Knäbleins ein im Bürgerkrieg gefallener Vater stehen musste oder eine arme Mutter, die ihre unzähligen Kinder nicht alle hatte durchbringen können. Manch fromme Frau bekreuzigte sich, wenn sie die beiden Namen hörte.

Wir Söhne haben sie nicht geerbt. Unsere Mütter waren mit dem Vater nicht verheiratet, also tragen wir nur ihren Nachnamen. Manchmal machen wir uns aber den Spaß, einander, in unsere jeweilige Sprache übersetzt, bei dem Nachnamen zu nennen, den wir vom Vater abbekommen hätten. Chris könnte Christopher Cross heißen, wie der amerikanische Sänger, oder auch Chris of the Cross, was noch weltläufiger klänge – wie der Name eines Zaubers in Las Vegas. Christof wäre ein von Kreuz, wobei man an einen Oberst aus dem Deutschen Kaiserreich denken würde, und Christophe hätte den Nachnamen eines Malers aus dem Louvre: Delacroix. Am treuesten würde sich Cristòfol zeigen, der entweder ein Delacruz bliebe, wie der heilige Mystiker Juan, oder sich allenfalls zu Delacreu katalanisieren ließe.

Die meisten Waisen, die im Geburtskrankenhaus aufgepäpelt und dann in die Casa de la Caritat übergeben wurden, trugen irgendeine Variante derselben Nachnamen wie unser Vater. Als wären sie auf ihre Art Geschwister. Doch der Einzige unter ihnen, von dem Gabriel wirklich wie von einem leiblichen Bruder sprach, war Bundó. Sie waren so gut wie gleich alt, unser Vater hatte Bundó wenige Wochen voraus, und sie wuchsen zusammen auf. Ihre Freundschaft hielt ein ganzes Leben lang, sie überdauerte die Tyrannei des Kinderheims ebenso wie die Tyrannei der Umzugsfahrten, und nur ein schreckliches Unglück vermochte die beiden zu trennen. Wie es so ist im Leben, wird irgendwann auf den Seiten, die wir hier füllen, von den Einzelheiten dieses für eine ganze Reihe von Menschen verhängnisvollen oder schicksalhaften Unglücks die Rede sein müssen.

Getragen von der gemeinsamen Erinnerung der beiden Freunde, könnten wir uns nun in die labyrinthischen Flure

des Armenhauses zurückversetzen, wo ein kleiner Junge an der Hand einer Nonne, die nach Kerzenwachs riecht, über die mit Zotal desinfizierten Bodenfliesen trippelt. Wir könnten dabei sein, wenn die Waisen nachts ausbüchsen, wenn sie ihre Abenteuer erleben und bestraft werden, wir könnten uns ausmalen, wie rau sich ihre alten weitergereichten Kleider anfühlen, wir könnten bewundern, mit welcher Gewitztheit sie lernen, allein zurechtzukommen.

Aber fürs Erste, damit alles mehr Sinn und Zusammenhang ergibt, wollen wir ein halbes Jahrhundert später einsetzen; und ohne uns von Barcelona wegzubewegen – als wären all die Reisen unseres Vaters bloß ein Gewirr von Strichen auf einer Europakarte –, treten wir in die Wohnung ein, in die er sich für mehr als ein Jahrzehnt zurückzog.

Cristòfol hat das Wort.

»Moment bitte«, wirft Christof ein. »Ich finde, wir sollten diesem Teil einen eigenen Titel geben. Schön feierlich.«

Cristòfol hat das Wort.

Carrer Nàpols

Also gut. Ich bin jetzt dreißig Jahre alt, und es ist siebenundzwanzig Jahre her, dass ich meinen Vater zuletzt gesehen habe. So ein Satz könnte nach großer Tragödie klingen, wenn ihn eins dieser Weicheier sagen würde, die im Fernsehen ihre Familiendramen ausbreiten. In meinem Fall ist er aber nichts weiter als die Feststellung eines Zeitraums. Eben weil wir, wie schon erklärt, so sehr an seine Abwesenheit gewöhnt waren, muss die Rechnung dazu dienen, mein Erstaunen – um nicht zu sagen: meinen Schock – ver-

ständig zu machen, als ich nach all der Zeit wieder ein Lebenszeichen von ihm erhielt. Mit Lebenszeichen meine ich etwas Banales und Vages, nämlich dass ich einen Ort, an dem er gewesen war, auf dem Stadtplan von Barcelona markieren konnte. Der Anruf von der Polizei kam an einem ganz normalen Morgen. Ein Beamter stellte sich vor und fragte, ob ich Herrn Gabriel Delacruz Expósito kenne. Ein paar Sekunden lang musste ich überlegen, ich hörte mich den Namen sogar laut wiederholen.

»Ja, er ist mein Vater«, sagte ich. »Aber wir haben ihn seit vielen Jahren nicht gesehen und auch nichts mehr von ihm gehört. Wir hatten ihn schon ganz vergessen.«

»Verstehe. Ich muss Ihnen mitteilen, dass wir ihn nun offiziell als vermisst führen. Vermisst, wohlgermerkt, das heißt nicht unbedingt, dass er tot ist. Aber seit einem Jahr fehlt von Ihrem Vater jede Spur. Seine Miete und auch die anderen Kosten für die Wohnung hat er nicht mehr bezahlt. Gas, Wasser und Strom sind längst abgeschaltet. Der Eigentümer wollte wissen, wo sein Geld bleibt, und hat uns deshalb verständigt. Zur gleichen Zeit wandten sich auch die Nachbarn an uns, da sie seit einigen Tagen einen Verwesungsgeruch im Treppenhaus bemerkt haben wollten. Wir haben das ernst genommen, sind in die Wohnung gegangen und haben da niemanden gefunden. Alles machte einen geordneten Eindruck. Sie können sich denken, dass die Nachbarn ein Haufen von Hysterikern sind. Die Frage ist nun, was Sie als nächster Angehöriger des Verschwundenen zu tun gedenken. Wollen Sie die Miete und die überfälligen Gebühren für ihn begleichen, während Sie ihn suchen, oder wollen Sie die Wohnung auflösen und seine Sachen mitnehmen?«

Während Sie ihn suchen.

»Wie sind Sie denn auf mich gekommen?«, war die einzige Frage, die ich zustande brachte.

»Da mussten wir nicht lange ermitteln. Wir fanden Ihren Namen auf einem Zettel, der auf dem Nachttisch lag wie der Abschiedsbrief eines Selbstmörders. Es war aber kein Abschiedsbrief. Auf dem Zettel standen noch drei andere Namen, doch Ihrer war der einzige, den wir im Melderegister fanden.«

Zwei Tage später, frühmorgens, damit ich das Tageslicht ausnutzen konnte, holte ich mir bei der Polizei die Wohnungsschlüssel ab. Der Beamte zeigte mir den Zettel. Die drei anderen Namen waren die der drei Christofs, aber da wusste ich natürlich noch nicht, wer sie waren oder dass es sich überhaupt um echte Namen handelte. Für mich sah das eher nach einem Sprachspiel aus. Die vier Mütter erwähnte der Vater auf dem Zettel nicht. Ich hatte meiner Mutter am Tag zuvor von der Sache erzählt und sie gebeten, mich zu begleiten, aber sie hatte mich überredet, alleine zu gehen.

»Bist du nicht neugierig?«

»Nein. Du erzählst es mir dann.«

Wenn etwas sie erschreckt oder enttäuscht, war es schon immer ihre Art, völlig desinteressiert zu tun. So auch jedes Mal, wenn die Sprache auf meinen Vater kam.

Die Wohnung, aus der Gabriel verschwunden war, liegt im ersten Stock eines Hauses im Carrer Nàpols, Ecke Almogàvers, ganz nah beim Parc de la Ciutadella. Ein hässlicher Bau aus den Fünfzigerjahren mit einer Autowerkstatt im Erdgeschoss. Man wisse, hatte mir der Polizeibeamte gesagt, dass mein Vater mehr als zehn Jahre lang unter dieser Adresse gelebt habe. Die Wahl überrascht mich nicht, wenn es sein Ziel war, sich zu verstecken. Mitte der Achtziger-

jahre gammelte dieser Teil der Stadt halb verfallen vor sich hin; ein Niemandsländ mit dem Charme eines aufgegebenen Gewerbegebiets. Der Nordbahnhof, noch unrenoviert, zerbröselte inmitten einer Brache voller Ratten und benutzter Kondome. Im Gerichtsgebäude wimmelte es morgens wie in einem Ameisenhaufen, aber es schloss am frühen Nachmittag und sank dann in einen drückenden, dämmrigen Halbschlaf. In diesem Abschnitt des Carrer Almogàvers gab es sonst nur Werkstätten und Speditionshallen, und die Lastwagen verpesteten alles mit ihrem Dieselgestank. Vielleicht, denke ich jetzt, zog Gabriel hierher, weil er den Geruch mochte. Die Einzigen, die ein wenig Leben in das Viertel brachten, waren die Transvestiten, wenn sie abends an den Straßenecken Position bezogen. Im gelben Laternenlicht staksten sie mit grell geschminkten Gesichtern in ihren Stöckelschuhen und hautengen Kleidern auf und ab wie Zombies, versuchten Kunden anzulocken, die im Auto ihre Runden drehten, und schickten jeden, der nicht hielt, mit einem untoten Schrei zum Teufel.

Ganz in der Nähe, an einer Sprachschule am Passeig de Sant Joan, gleich beim Triumphbogen, besuchte ich zu der Zeit Englischkurse. Nun denke ich oft, dass ich an einem dieser Winterabende, wenn ich mir noch in der Bar Lleida die Zeit bis zum Unterrichtsbeginn vertrieb, meinem Vater hätte begegnen können. Zwei neutrale Blicke, die sich für eine Sekunde kreuzen, gleich wieder trennen, und jeder geht zurück in seine eigene Welt. Gut möglich, dass das passiert ist, und der Gedanke erfreut mich nicht besonders.

Ich schloss die Tür zu der Wohnung mit notarieller Kühle auf. Ich gebe zu, dass ich mir nicht wirklich überlegt hatte, was ich dort wollte. Mich ein bisschen umsehen, vielleicht zufällig irgendeinen Hinweis darauf finden, wo Ga-

briel (Vater nannte ich ihn längst nicht mehr) abgeblieben war, dann das Ganze so schnell wie möglich wieder vergessen. Ich hatte nicht die geringste Lust, nach ihm zu suchen, geschweige denn seine Miete zu zahlen.

Beides habe ich dann ja doch getan.

Obwohl die Wohnung kalt und muffig war, fand ich sie von Anfang an heimelig und ging mit einem erleichternden Gefühl von Nähe durch die Räume. Ich muss diese Auffassung von Behaglichkeit wie eine genetische Prägung in mir getragen haben. Als hätte ich es schon tausendmal getan, zog ich eine Jalousie im Esszimmer hoch, und ein schwacher Lichtschein fiel herein. Einen Meter vor dem Fenster ragte die Wand des Parkhauses auf, mit dem der Innenhof des Blocks zugebaut ist. Gabriels Abwesenheit ließ sich überall in der Wohnung spüren, zumal sämtliche Möbel unter einer ätherischen Staubschicht lagen, doch mir schien der Anblick weder deprimierend noch bedauerenswert. Es herrschte nicht die gelähmte, starre Atmosphäre, die sich der Gegenstände eines Hauses bemächtigt, wenn der Bewohner plötzlich gestorben ist, sondern alles wirkte wie ein Stillleben, wie eine genau durchdachte Komposition. Auf dem Esstisch erwartete ein Dutzend Nüsse in einem Palmenkörbchen ihr Schicksal, wobei ihnen ihr Henker Gesellschaft leistete, und daneben sehnten sich eine französische Streichholzschachtel und eine halb abgebrannte Kerze im Hals einer Colaflasche nach den Nächten ohne Licht. Ein Schuhlöffel aus rostfreiem Stahl hielt seit einer Ewigkeit sein Gleichgewicht auf der Armlehne eines schwarzen Kunstledersessels. Eine Wanduhr, stehen geblieben um drei Minuten nach eins, hatte es satt, aus eigener Kraft zweimal täglich um ihr Zifferblatt zu laufen, und bat schweigend darum, dass jemand sie aufzog.

Ich erwähne diese oberflächlichen Einzelheiten – und ich könnte noch viel mehr davon auflisten –, um einen Eindruck von der Apathie zu vermitteln, die die ganze Wohnung ausstrahlte. Während ich durch die Zimmer ging, ohne etwas zu berühren, dachte ich: Ganz so, wie der Vater selbst war, ganz so, wie meine Mutter und ich ihn gekannt hatten; wenn etwas deutlich wird, dann nichts Wichtiges oder Erhellendes. Mir ging noch ein Ausdruck durch den Kopf, der hier gewiss übertrieben ist, aber ich will ihn trotzdem hinschreiben: *lebendig begraben*.

Ich hatte nun die Lust verloren, war im Begriff zu gehen, die Tür hinter mir abzuschließen und die Sache auf sich beruhen zu lassen. Da fiel mir wieder der Zettel ein, den die Polizei auf dem Nachttisch gefunden hatte, und plötzlich erschien er mir wie eine Aufforderung zum Herumschnüffeln. Warum diese Liste mit vier Varianten eines Vornamens, Cristòfol, Christophe, Christopher, Christof, mit jeweils einem Nachnamen dazu? Und warum war ich der Erste auf der Liste?

Ich ging ins Schlafzimmer, zog die Nachttischschubladen auf und fand nichts Interessantes. Neben dem Bett stand ein dreitüriger, verspiegelter Wandschrank. Hinter der ersten Tür mehrere Fächer voller Handtücher und Bettzeug. Ich tastete, ob zwischen der Wäsche etwas versteckt war, das ist ja nicht unüblich, aber ich brachte nur zwei Lavendelsäckchen zutage, die ihren Duft verloren hatten. Hinter der zweiten Tür befand sich Kleidung des Vaters. Eine Sammlung von Hemden, Pullovern, Sakkos und Hosen, das meiste schon sehr alt, hing hoffnungslos von der Stange. Einige hölzerne Bügel, nackt wie entfleischte Schlüsselbeine, erweckten den Eindruck, der Vater habe beim Aufbruch nicht viel zum Anziehen mitgenom-

men. Am Boden des Schrankes verkümmerten mehrere Paar Schuhe. Ich strich mit der Hand über die Kleidung, als wollte ich sie trösten, und im letzten Moment fiel mir eine Jacke auf. Eine alte Wende-Lederjacke mit abgeriebenen Ellenbogen. Ich erinnerte mich, dass der Vater sie oft getragen hatte, wenn er uns besuchte. Ich nahm sie vom Bügel, um sie mir genauer anzusehen und auch, wie als Kind, daran zu riechen. Doch als ich sie mir an die Nase hielt, fiel etwas heraus. Ein Stückchen Pappe. Ich bückte mich danach und wunderte mich: Es war eine Karte aus einem Pokerspiel, das Kreuz-Ass. Ich steckte es mir in die Tasche und wollte die Jacke zurück in den Schrank hängen. Doch als ich sie mit einer etwas ruppigen Bewegung zwischen die anderen Kleider quetschte, fiel wieder eine Spielkarte zu Boden, diesmal aus einem Sakko. Der Herz-König. Nun griff ich mir mit beiden Händen vier oder fünf Stücke auf einmal, schüttelte sie, und es erschienen noch mehr Karten. Ich sammelte sie ein, alles Könige und Asse, Damen und Buben. Manche wiederholten sich. Also zog ich eine weitere Jacke aus dem Schrank, diesmal ganz vorsichtig, und krepelte die Ärmel um. Im linken war der Saum vorsichtig aufgetrennt worden, und zwischen Futter und Stoff lebte, stolz und schicksalsergeben, ein Karo-König im Exil.

Die Entdeckung faszinierte mich derart, dass ich nun doch beschloss, meinen Vater zu finden. Um jeden Preis. Systematisch begann ich alle Schränke, Regale und Schubladen in der Wohnung abzusuchen. So hättet ihr es doch an meiner Stelle auch gemacht, oder, Christofs? Ich durchwühlte jede Ecke in der Küche, im Esszimmer und im Bad. In einem toten Winkel der Wohnung, in den kein Tageslicht dringt, fand ich eine Art Rumpelkammer, etwa sechs

Quadratmeter groß und angefüllt mit unzähligen Regalbrettern. Eine Vierzig-Watt-Birne hing von der Decke. Ich drückte auf den Schalter, aber es gab ja keinen Strom. Also holte ich die Kerze aus der Küche. Im flackernden Halbdunkel kam ich mir vor wie ein Forscher und der enge Raum schien mir wie ein Luftschutzbunker – oder wie das vollgestopfte Fahrerhäuschen eines Lkw. In diesem Kabuff hatte der Vater seine Erinnerungsstücke abgelegt. Er gab sich dabei nicht als besonders gewissenhafter oder nostalgischer Mensch zu erkennen, die Ansammlung war eher Zeugnis einer nomadischen Existenz. Gleichwohl liegt auf der Hand, dass die Dinge, die Gabriel nach einem halben Leben auf Achse tatsächlich aufbewahrt hat, einen wesentlichen Teil seiner Biografie ausmachen müssen.

Ich trug ein paar Pappschachteln hinüber ins Esszimmer, um sie mir bei Tageslicht anzuschauen. Eine nach der anderen öffnete ich und vertiefte mich so sehr in meine Funde, dass es darüber dunkel wurde. Immer wenn ich auf ein wichtiges Dokument oder ein besonders erinnerungsbeladenes Stück stieß, legte ich es auf dem Tisch ab, um mich in Ruhe damit zu befassen. So häufte ich nach und nach Einzelteile einer verschlungenen Geschichte an, und mich beschlich das Gefühl, der Vater hätte das alles bewusst arrangiert. Eine schwarze Mappe mit dem Emblem des spanischen Konsulats in Frankfurt am Main enthielt zum Beispiel all seine abgelaufenen Führerscheine und Pässe, voll mit Zollstempeln aus halb Europa. In einer alten Kakao-dose aus Messing, auf der afrikanische Kinder abgebildet waren, bewahrte er etwa zwanzig Briefe auf, die ihm Petrol geschickt hatte, als sie beide nicht mehr bei dem Umzugsunternehmen arbeiteten. Und ganz unten in der Dose überdauerte, schon ganz vergilbt, eine andere Art von Kor-

respondenz: die erotischen Geschichten, die er und Bundó damals im Heim füreinander geschrieben hatten.

Eine weitere Mappe – diese hier, diese hier, diese hier! – beherbergte einen Haufen Papiere über uns vier. Namen, Adressen, Kopien der Geburtsurkunden, Fotos von uns und unseren Müttern, Bilder, die wir als Kinder gemalt hatten und die er als Schuldscheine mit sich nahm ... Von allen Mappen war diese die zerfleddertste, offenbar am häufigsten zur Hand genommene, und das sage ich ohne Eitelkeit. Verblüfft begann ich sie durchzugehen und konnte nicht mehr damit aufhören. Natürlich erkannte ich bald die drei anderen Namen von dem Nachttischzettel wieder, Christof, Christophe, Christopher, als sollte es ein Witz sein. Ich suchte mir ein leeres Blatt und einen Kuli und notierte alle Details, anhand derer sich die unfassbare Enthüllung würde überprüfen lassen. Je mehr ich herausfand, desto größer wurde das Rätsel um Gabriel.

Am Abend, als ich mit der Metro zur Wohnung meiner Mutter fuhr, erschüttert und sprachlos, weil ich an diesem Nachmittag, neben vielem anderen, erfahren hatte, dass ich, über den Kontinent verteilt, drei Halbbrüder habe, da kam mir plötzlich ein Bild aus meiner frühen Kindheit wieder in den Sinn. Das Bild eines Mannes – meines Vaters –, der sich bei aller scheinbaren Gelassenheit ständig mit der linken Hand am linken Ärmel herumzupft. Eine schnelle und mechanische, unnatürliche Geste, ein Tick.



Jordi Puntí
Die irren Fahrten des Gabriel Delacruz
Roman

ISBN: 978-3-462-04523-9

Erscheinungsdatum: 18. April 2013
608 Seiten, gebunden

Aus dem Katalanischen von Michael Ebmeyer

Euro (D) 19,99

© Kiepenheuer & Witsch